

EDUARDO HALFON  
**DER SEILTÄNZER**

Aus dem Spanischen von Angelica Ammar

(© Eduardo Halfon 2024 / Europa-Universität Flensburg)

Siggi weiß, dass er sterben wird.

Von Menschen umringt steht er am Flussufer, und er weiß, dass er sterben wird. Siggi ist erst neun Jahre alt, er hat noch nie einen Menschen sterben gesehen. Er hat aber auch noch nie einen Menschen in so einem Aufzug gesehen: weißes Seidenhemd, knielange schwarze Hosen mit goldenen Fransen, blutrote Strümpfe, eine ebenfalls blutrote Bauchbinde, schwarze Schuhe, ein schwerer schwarzer Samtumhang. Er hat fast das Gesicht eines Clowns, das zumindest findet Siggi, während er die talkweißen Backen und die rot geschminkten Lippen betrachtet, das schwarz gewachste Haar. Die Menschen ringsum reden mit ihm, stellen ihm Fragen, und er lächelt und antwortet ruhig, einen langen Stab in der Hand. Er wirkt nicht nur wie ein Clown, denkt Siggi, sondern auch wie ein Schäfer vor seiner Herde. Doch Siggi kann ihn nicht richtig hören. In Frankfurt hat es die ganze Nacht geregnet, und der Main strömt rauschender und mächtiger als sonst. Er will sich dem berühmten Seiltänzer nähern. Er will ihn sprechen hören. Aber sein großer Bruder Heinz (in Wirklichkeit sein vierzehn Jahre älterer Halbbruder), der auf die andere Seite des Platzes gegangen ist, um Bekannte zu begrüßen, hat ihm eingeschärft, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis er zurückkomme, unter so vielen Leuten könne er leicht verloren gehen und in den Fluss fallen. Heute ist der Fluss gefährlich, hat ihn sein Bruder gewarnt, weil er weiß, dass Siggi leicht in Panik gerät, wenn er dem Wasser zu nahekommt, wahrscheinlich, weil er noch nicht schwimmen kann.

Mit einem Seufzer schließt Siggi die Augen. Von seinem Vater hat er gelernt, wie man der Welt den Rücken kehrt und sie träumt, sie sich vorstellt. Denn er zieht es vor, sich den graubedeckten Himmel vorzustellen, die regenschwangere laue Brise, die Trambahnen auf der Straße, die Polizisten und schwarz uniformierten Soldaten, die im Publikum

ihre Ware anpreisenden Süßigkeiten- und Zigarettenverkäufer, die vier Musiker in schwarzem Anzug und mit Fliege, die auf Metallstühlen in der Mitte des Platzes bereits ihre Instrumente stimmen; er zieht es vor, sich das über den Fluss gespannte Metallseil vorzustellen, das auf den Balanceakt des berühmten Seiltänzers Schumann wartet; er zieht es sogar vor, sich selbst dort am Mainufer vorzustellen, mit der zu großen Filzmütze, die sein Vater für ihn aufgetrieben hat, in den löchrigen alten Stiefeln, die vorher seinem Onkel und dann seinem Cousin gehörten, in seiner falsch herum getragenen Wolljacke.

Siggi weiß, dass er nicht mehr in die Schule darf, nicht mehr in den Parks spielen darf, kein Haustier mehr haben darf, sich nicht vorne in die Tram setzen darf, nicht mehr ins Theater, ins Kino oder in die Bibliothek darf. Er weiß auch, dass er heute eigentlich nicht hier sein dürfte, mitten auf diesem Platz am Mainufer, auf einer öffentlichen Veranstaltung. Doch als sie an diesem Nachmittag ihr Wohnhaus in der Ostendstraße verließen, hat sein Bruder gesagt, er solle sich keine Sorgen machen, ihnen würde nichts passieren. Beide sind blond, haben sanfte Züge und blaue Augen, sie werden auf dem Platz nicht auffallen. Sie haben nur Siggis Jacke umgedreht, um den gelben Stern zu verstecken, den seine Mutter auf Höhe des Herzens angenäht hat.

★

Zehn Pfennig. Soviel hat der neue gelbe Stern gekostet, zehn Pfennig, hält seine Mutter Jenni ihm vor, während sie ihn an dem kleinen Küchentisch auf Siggis einzige Jacke näht. Siggi weiß, dass man sie in diesem Zustand am besten reden lässt, ohne etwas zu sagen. Auf einem anderen Stuhl sitzt sein Vater Mosche, abwesend, die Augen halb geschlossen, wie immer in seinem orthodoxen schwarzen Anzug der Israelitischen Religionsgesellschaft, eine Zigarette zwischen den Fingern, vor sich auf dem Tisch ein offenes Buch, aus dem er murmelnd die tägliche Passage der Tora rezitiert, wie er es früher jeden Morgen in der Synagoge am Börnerplatz tat. Doch seit einigen Jahren, seit die Synagoge und auch seine Schneiderei im Zuge der Anschläge und Ermordungen während der Kristallnacht zerstört wurden, bringt er den Großteil des Tages an dem

kleinen Küchentisch zu, rauchend und die Tora studierend. Ihm gegenüber blättert Herr Blumenthal in einer alten Zeitung. Dann ist da noch Herr Weiß, der eine Tasse des ungenießbar dünnen Gebräus aus Kaffeebohnen und Zichorien schlürft; seine Frau steht kaum noch aus ihrem Bett auf. Doktor Lerner hat das Haus wie immer frühmorgens verlassen. Der junge Zalman ist auch früh aus seinem Zimmer gekommen, hat einen Zichorienkaffee in zwei Schlucken heruntergestürzt und ist, nachdem er Siggis Mutter erklärt hat, auch er habe Heinz nirgends gesehen, eilig hinausgegangen. Heinz, der Siggi versprochen hatte, ihn am Samstag heimlich mitzunehmen, um den berühmten Seiltänzer Schumann den Main auf einem Seil überqueren zu sehen, kommt manchmal erst spätabends nach Hause und schläft auf einem Stuhl in der Küche oder auf dem Boden. Aber seit ein paar Tagen hat ihn niemand gesehen.

Man hört die Schritte der Mieter oben. In der Ostendstraße 18 gibt es elf Zimmer.

Judenhaus nennen sie es.

Siggi trinkt noch einen Schluck von seinem Zichorienkaffee – er hat gelernt, kleine Schlucke zu machen, ihn ganz langsam zu trinken, damit er den ganzen Vormittag hält – und schaut schweigend zu, wie seine Mutter den neu gekauften gelben Stern annäht. Irgendwo in seinem Inneren, ob in seiner Erinnerung oder womöglich in seiner Vorstellung könnte er nicht mehr sagen, es hätte auch keine Bedeutung (alles erscheint seit langem wie ein Traum), sieht er sie noch auf einem Sessel im Wohnzimmer in dem Haus in der Mainstraße sitzen, beim Börneplatz, und den ersten gelben Stern auf seine Wolljacke nähen, mehrere Monate ist das her. Es war ein altes, sehr viel größeres Haus, in dem es in Siggis Erinnerung immer nach Bier riechen wird, wegen der Brauerei an der Ecke. Doch dann kamen die SS-Soldaten, befahlen ihnen, alles in einen einzigen Koffer zu packen, und brachten sie auf einem Lastwagen in dieses andere Mietshaus, viel kleiner und halb verfallen.

Seine Mutter näht mit gesenktem Blick weiter und hält Siggi dabei vor, wie er den gelben Stern habe verlieren können, es sei ihr unbegreiflich, er könne ja nicht einfach heruntergefallen sein, ohne dass er es gemerkt habe. Siggi hält seine Tasse Zichorienkaffee mit beiden Händen, als wolle er verhindern, dass einer der vielen Bewohner der Ostendstraße sie ihm wegnähme. Seine Mutter sieht zu ihm auf, in Erwartung einer Antwort.

Doch Siggi bleibt stumm. Besser, nichts zu sagen, als seiner Mutter zu gestehen, dass er den gelben Stern loswerden musste, bevor er an diesem Samstagnachmittag mit Heinz losgezogen ist, um den berühmten Seiltänzer den Main überqueren zu sehen, dass er ihn einem Kind aus dem Viertel gegen ein halbes Hefebrötchen gegeben hat.

\*

Die Musiker stimmen ein Stück an.

Siggi öffnet die Augen, als erwache er aus einem Traum, und sieht, dass der Seiltänzer bereits den schwarzen Samtumfang abgenommen hat und langsam über den Platz auf eine Plattform aus Holz zuschreitet, die am Ufer des Flusses aufgebaut ist. Jetzt wirkt er nicht mehr so sehr wie ein Clown oder ein Hirte, sondern wie eine Gestalt aus der Bibel, denkt Siggi, während er beobachtet, wie er mit dem langen Stab in der Hand durch die sich öffnende Menschenmenge den Platz überquert.

Der Wind ist stärker geworden. Es beginnt zu tröpfeln.

Siggi verfolgt, wie der Seiltänzer die vier oder fünf Stufen hinaufsteigt, immer noch so langsam, als wolle er den Moment andauern lassen oder als erklimme er das Podest im Rhythmus der Streichmusik (ein Stück von Wagner, wird er sich später zu erinnern glauben, als alles vorbei ist), bis er schließlich oben steht, sich umdreht und das Publikum mit einer erhobenen Hand begrüßt. Das Publikum grüßt mit korrektem, vielleicht leicht erregtem Applaus zurück.

Doch unter den Anwesenden ist Siggi der Einzige, der weiß, dass der Seiltänzer nicht grüßt, sondern sich verabschiedet.

\*

Das Publikum drängt nach vorne, um besser zu sehen. Dort, wo er steht, wird Siggi die Sicht versperrt, er schiebt sich in die Menge, zwingt sich unter Beschimpfungen, Geschubse und Ellbogenhieben zwischen den vielen Körpern hindurch. Siggi weiß nicht, oder zumindest hat er nicht gemerkt, dass er die Furcht verloren hat, die ihm das Wasser normalerweise einflößt (keine Sekunde denkt er mehr an die Warnung seines Bruders), und unbekümmert nähert er sich dem Fluss. Als er das

Ufer erreicht und den Blick zum Podium hebt, hat der Seiltänzer dem Publikum mit gesenktem Kopf den Rücken zugekehrt, den Stab mit beiden Händen waagrecht haltend. Siggi kommt es vor, als bewege er die Lippen, vielleicht murmelt er etwas, doch auf die Entfernung könnte er es nicht beschwören.

Plötzlich hält die Musik wie auf eine Drehbuchanweisung inne, das Publikum hört auf zu tuscheln, und tiefe Stille setzt ein. Eine Stille, denkt Siggi (oder wird Siggi sehr viel später denken), die von der Angst gezeichnet ist.

★

Kaum ein Laut ist zu hören. Nur das Pfeifen des Windes. Für Momente das Tröpfeln des Regens. Vorbeifahrende Autos und das Klingeln der Straßenbahn. Das Rauschen des dunkel schäumenden Wassers. Das Quietschen des in der Luft schaukelnden Stahlseils. Siggi kann den Blick nicht von diesem knapp über dem Fluss schlingernden Seil abwenden, es ist ihm unbegreiflich, wie ein Mann so tollkühn sein kann, darüber balancieren zu wollen, erst recht heute. Der Seiltänzer steht immer noch mit gesenktem Kopf reglos auf dem Podium, vielleicht wartet er darauf, dass der Wind etwas abflaut. Oder betet er womöglich, fragt sich Siggi, wie sein Vater es tut? Muss ein Seiltänzer beten?

★

Von weitem glaubt Siggi, einen schwarzen Tropfen sachte über die weiß geschminkte Wange rinnen zu sehen (eine schwarze Träne, wird er später versichern), und am liebsten hätte er dem Seiltänzer zugerufen, er solle nicht weinen, er müsse nicht über dieses Stahlseil gehen, bei diesem starken Wind, er könne es sich immer noch anders überlegen. Doch dann fällt ihm ein, dass er, Siggi, ja eben dafür hier ist. Nicht, um die Kunstfertigkeit eines Mannes auf dem Seil zu sehen. Auch nicht, um einen Mann den Fluss auf diesem Seil überqueren zu sehen. Siggi weiß, dass er hier ist, um einen Menschen sterben zu sehen.

★

Endlich hebt der Seiltänzer den Kopf. Tief atmet er die eisige Luft ein, bewegt den rechten Fuß nach vorn und setzt seinen schwarzen Schuh auf das Ende des Stahlseils, in dem ersten der letzten Schritte seines Lebens, wie Siggie weiß. Dann trotzt der Seiltänzer dem Wind, er trotzt dem Schicksal und setzt seinen linken schwarzen Schuh auf das Stahlseil, direkt hinter dem rechten; das Stahlseil trägt jetzt das ganze Gewicht des Seiltänzers und schaukelt noch heftiger über dem Fluss. Der Seiltänzer macht zwei oder drei Schritte, schätzt Siggie, der Stab wankt schon ein wenig in seinen Händen, bevor ein jäher Windstoß ihn zwingt, ein paar Sekunden auf dem Stahlseil innezuhalten, nicht lange, nur lang genug, damit das Publikum wie aus einem Mund aufseufzt. Der Wind nimmt plötzlich ab, und es scheint, als würde der Seiltänzer gleich einen weiteren Schritt tun, doch stattdessen hebt er den rechten Fuß seitlich in die Höhe, im Versuch, das Gleichgewicht wiederzuerlangen, oder auf der verzweifelten Suche nach irgendeiner nicht existierenden Stufe. Als Siggie die Verzweiflung in dem in der Luft schwebenden schwarzen Schuh erkennt, in dem jetzt vor Entsetzen weißen Antlitz, in der bereits etwas unkoordinierten, verkrampften Haltung des Seiltänzers, steigt eine Hitze in seinem Körper auf (eine dunkle Hitze, wird er später sagen, wenn er daran zurückdenkt). Da wird ihm klar, dass er nicht mehr sehen will oder kann, und er schließt erneut die Augen, wie sein Vater es tut, wenn er am Küchentisch betet, und in dieser Sekunde stellt er sich vor, wie er auf dem Schoß seiner Mutter in dem Zug sitzt, der sie in der Nacht vom 19. April 1943, der ersten Nacht des Pessachfestes, der Nacht, in der seine Mutter dreiundvierzig Jahre alt wird, für immer aus Frankfurt fortbringen wird. Und er stellt sich vor, wie er zwei Tage später auf dem Bahnsteig von Auschwitz aus diesem Zug aussteigt und auf einen Berg herrenloser Koffer und Mäntel blickt, stellt sich auch vor, wie er seinen Vater erblickt, der schwarz gekleidet und mit nunmehr schneeweißem Haar aus einem anderen Waggon aussteigt, immer noch betend und Gott lobpreisend, denn Gott wird sie beschützen, und da wird Siggie zu ihm laufen, um ihm vorzuhalten, dass er vergessen hat, seiner Mutter zum Geburtstag zu gratulieren, doch da wird er plötzlich die Hand seiner Mutter auf der Schulter spüren, oder vielmehr die in seine Schulter gekrallten Fingernägel seiner Mutter, die ihn energisch fortzerrt und so verhindert, dass er mit seinem Vater stirbt. Und

er stellt sich vor, wie er zum ersten Mal den nackten Körper seiner Mutter sieht, wie er sich unter der kalten Dusche an diesen nackten, schlaffen Körper presst und wie sie dann beide dem Gas und den Krematoriumsflammen entkommen, weil in dieser Nacht, ihrer Ankunftsnacht, einer der drei Öfen von Auschwitz nicht funktioniert. Und er stellt sich die Frau mit dem freundlichen Gesicht vor, die ihm am nächsten Tag drei Nadelstempel in seinen dünnen Arm presst und ihm dabei zur Beruhigung zurmurmelt, dass seine Nummer die hübscheste des Lagers sei. Und er stellt sich vor, wie er sich tagsüber, von morgens bis spätabends, auf dem letzten Stockbett oben in der Baracke versteckt, während seine Mutter und die anderen Frauen zum täglichen Abzählen und dann zum Arbeiten gehen. Und er stellt sich seine Mutter vor, wie sie, bis auf die Knochen abgemagert und typhuskrank, ein letztes Mal »mein lieber Siggie« haucht, bevor das Fieber ihr das Bewusstsein raubt und ihr eine der Insassinnen der Baracke namens Frau Fanny Luft in die Vene spritzt, eine Gnadenspritze, damit sie nicht noch mehr leiden muss, zwei Monate und zehn Tage nach ihrer Ankunft im Lager. Und er stellt sich Frau Fanny vor, wie sie ihm, die Glasspritze noch in der Hand, langsam das Kaddisch ins Ohr flüstert, als wäre jedes Wort etwas Verbotenes, und er Wort für Wort, mechanisch und ohne weinen zu können, das Totengebet für seine Mutter nachspricht. Und er stellt sich vor, wie er selbst, nunmehr ein Waise, auf sich allein gestellt im Lager und in der Welt, auch an Typhus erkrankt, wie man ihn auf einer Trage in einen Block bringt, in dem es nur Zwillinge gibt, Dutzende Zwillinge, und wo Dr. Mengele persönlich ihn kuriert, mit der Hilfe zweier Krankenschwestern, indem er ihm den ganzen Körper mit einer seltsamen schwarzen Salbe einreibt, die aussieht wie Maschinenfett. Und er stellt sich vor, wie er tage-, vielleicht monatelang, die Schwächeren beraubt (Muselmänner, werden sie sie nennen) und die Toten und beinahe Toten plündert, um zu überleben. Und er stellt sich vor, wie er am Ende dieser Tage oder Monate aus Auschwitz evakuiert wird und mit den übrigen Gefangenen zu einem Marsch aufbricht, einem endlosen, höllischen Marsch durch Wälder und über verschneite Berge, ohne Nahrung, Wasser oder wärmende Kleidung, wie er halb tot ins Lager von Mauthausen wankt, im Süden von Österreich. Und er stellt sich vor, wie er in dieser ersten Nacht, ausgestreckt im Matsch und Schnee im Eingang von Mauthausen, einen spanischen Gefangenen namens Saturnino

kennenlernt, einen republikanischen Soldaten und professionellen Fußballer, der dort seit drei Jahren eingesperrt ist und ihn pflegen, ihm zu essen geben und sich um ihn kümmern wird, bis der Krieg vorbei ist und das Lager befreit wird, einen Tag vor seinem elften Geburtstag, und der ihn an der Hand nehmen und aus Mauthausen herausführen wird, mit ihm über Wiesen und Kleefelder, durch zerstörte Weiler und über einige Flüsse und Grenzen wandern wird, bis sie schließlich gemeinsam in seinem Dorf in Spanien angelangen, wo er seinen Namen zu Luis umtaufen und ihn den Rest seines Lebens lieben wird wie ein Vater seinen Sohn.